

Schlußbemerkung

Betrachtet man also die Versammlung von Basel unter den Aspekten ihrer politischen Bedeutung und in ihrer Bedeutung für ökumenisches Lernen, so ist festzuhalten, daß die Möglichkeiten, die sich im Rahmen des konziliaren Prozesses ergeben, noch lange nicht erschöpft sind. Basel war vorläufiger Höhepunkt eines Prozesses, der weitergehen muß und wird. Basel, Seoul und zuletzt auch die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Canberra ermutigen zu weiterem Engagement. Ergebnisse des weiteren Prozesses können jedoch keine Beschlüsse leitender Stellen sein, sondern müssen im Sinne des ökumenischen Lernens Lernerfahrungen sein, die von Kirchen und Christen in ihren jeweiligen Kontexten gelebt werden.

Heinz Schürmann

Neue Diözesen in den neuen Bundesländern Deutschlands?

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands erhebt sich die Frage: Sollen die neuen Bundesländer wieder in jene Bistümer eingegliedert werden, von denen sie durch die Trennung Deutschlands losgerissen wurden? Oder sollen aus den Apostolischen Administrationen Erfurt, Görlitz, Magdeburg und Schwerin eigene Diözesen werden? Der emeritierte Neutestamentler des „Studiums Erfurt“ trägt Gründe und Gegengründe zusammen. red

1. Die vier Jurisdiktionsgebiete, die selbständige Diözesen werden möchten, waren in den vergangenen 40 Jahren finanziell in hohem Maße von ihren Mutterdiözesen und Hilfsinstitutionen der Deutschen Bischofskonferenz sowie von anderen Quellen abhängig. Auch in Zukunft – auch nach Einführung der Kirchensteuer – können sie sich nach bisherigen Erfahrungen kaum zur Hälfte selbst finanzieren, vielleicht nur zu einem Viertel.

Diese neuen Bistümer müßten als Missionsbistümer erkannt und akzeptiert werden,

und zwar als recht erfolgreiche Missionsbistümer im Bereich des „nordischen Säkularismus“. Und es müßte dann in das allgemeine Bewußtsein eingehen: Im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz gibt es nun interne „Missionsbistümer“. Man sollte deren Selbstbewußtsein, Initiativkräfte, auch ihre kirchliche Repräsentationskraft stärken und nach Kräften unterstützen. (Als „Diaspora-Stützpunkte“ eines katholischen Hinterlandes, als „Bischöfliche Kommissariate“ wie ehemals hätten sie wenig missionarische Perspektiven.) Es ist nun aber doch wohl überall in der Welt so: Wo in einem Missionsland junge Diözesen eingerichtet werden, sind sie noch lange unterstützungsbedürftig; sie bleiben immer längere Zeit noch abhängig von der Hilfe der Universalkirche. Bistümer im Bereich der ehemaligen „Nordischen Mission“ werden in besonderer Weise abhängig sein von ihren Mutter- und Schwesterkirchen, darüber hinaus von der Hilfsbereitschaft der Deutschen Bischofskonferenz, die seit fast 150 Jahren ein „Kommissariat für die Diaspora“ unterhält, welches mit Hilfe des „Bonifatiuswerkes“ gewiß weiterhin tatkräftig helfen wird (es sollte freilich umbenannt werden, etwa: „Kommissariat für interne Missionsbistümer im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz“). Wir dürfen unseren „Müttern“ und „Schwestern“ dankbar sein und ihnen weiter vertrauen. – Zu bedenken wäre auch: In diesem säkularisierten Raum, in dem auch viele Nichtchristen nach einer eschatologisch-alternativen Lebensweise Ausschau halten, könnte eine zeichnerhaft gelebte Armut eine große missionarische Kraft sein. (Vielleicht werden wir das in Zukunft gewissenhafter bedenken als in den letzten 40 Jahren.)

2. Es ist wohl nicht zu übersehen, daß in den kleinen Gemeinden Mittel- und Norddeutschlands, vielfach bedrängt von einem „kämpferischen Atheismus“, der Staatsraison war, und in der weitgehenden Isolierung von der Universalkirche etwas gewachsen ist an Eigenständigkeit und Eigenprägung, das diese Gemeinden nicht gern aufgeben möchten¹.

¹ Vgl. dazu H. Schürmann, Zukunftsweisende Erfahrungen der Kirche und Christen im Herrschaftsbereich des atheistischen Staatssozialismus, in: Geist und Leben 64 (1991), 142–153.

Aber es wird in West und Ost oft eingewandt: Unter dem Einfluß der westlichen Marktwirtschaft und der ihr auf dem Fuße folgenden Konsumgesellschaft werden die Unterschiede zwischen Ost- und Westgemeinden verwischt werden, so daß auch die pastoralen Notwendigkeiten bald die gleichen sein werden und die pastoralen Methoden des Westens auch im Osten obsiegen werden.

Dem wird man die Hoffnung entgegenstellen dürfen, daß es den Kirchen dieses Raumes – mit Hilfe ihrer (westlichen) Mutterkirche und ihrer (östlichen) Schwesterkirchen – gelingen wird, sich in einen aktiven Missionsraum zu verwandeln. Die Gemeinden dieses Gebietes haben nicht nur ihre geistlichen Erfahrungen gemacht auf ihrer vierzigjährigen Wanderung durch die Wüste des „real existierenden Sozialismus“, sie haben auch die Erfahrungen aus den bedrückenden Zeiten von 1933 bis 1945 verwahrt, als sie in ähnlicher Weise aus der Öffentlichkeit verdrängt waren und zur „Gemeinde um den Altar“ wurden. Das eine totalitäre System wurde von dem anderen fast nahtlos abgelöst. In der Zeit des Nationalsozialismus lebten aber die Gemeinden von den Erfahrungen der geistlichen Bewegungen der zwanziger und dreißiger Jahre mit Bibel und Liturgie, aus dem erwachenden Kirchenbewußtsein und den Laienaktivitäten, die dann im Zweiten Vatikanischen Konzil ihre Bestätigung fanden. Die Gemeinden der neuen Bundesländer haben somit gute Traditionen durchhalten können, ohne von der „Kulturrevolution 1968“ mit der ihr eigenen „Theologie '68“ sonderlich beeindruckt worden zu sein. Das berechtigt zu Hoffnungen. Wenn sich der Überschnitt aus der betreuten Diasporakirche zu einer aktiven Missionskirche – wenigstens im geistlichen und pastoralen Zentrum der Gemeinden – nicht erfüllen sollte, würde der genannte Einwand zu Recht bestehen. Aber dann wäre eine große missionarische Chance verpaßt in einem Gebiet, das auf der Talsohle des Säkularismus angekommen zu sein scheint und in welchem sich bei Wach werdenden und Suchenden unübersehbar erste Anzeichen einer „Inversion“ zeigen. – Die durchhaltende Konstante dieses Raumes wird der „nackte nordische Säkularismus“ sein, geprägt in Jahrhunderten im Raum des Staatsprotestantismus mit „episkopalen“

Befugnissen, dem von ihm gezeugten „Kulturprotestantismus“, offen für Aufklärung, Liberalismus, Idealismus, Indifferentismus bis zum Säkularismus. Diese Geistigkeit wird stärker sein als alle westlichen Pastoralmethoden, die hier notwendig versagen müssen. Die Gemeinden des so geprägten Raumes haben hier schon bessere Abwehr- und Heilungsmittel entwickelt.

3. Oft ist das folgende Bedenken zu hören: Diasporagebiete benötigen ein katholisches Hinterland. Das haben die letzten 150 Jahre bewiesen, in denen Gebiete der ehemaligen „Nordischen Mission“ katholischen Nachbardiözesen als Apostolische Vikariate zur Betreuung anvertraut (und später größtenteils einverleibt) wurden. Ohne die großen personellen, pastoralen und finanziellen Hilfen der Mutterkirchen Paderborn, Fulda, Osnabrück, Hildesheim und Würzburg, im Nord-Osten besonders auch Breslau, wäre der erstaunliche Aufbau des „Mitteldeutschen“ Kirchenraumes nicht zustande gekommen.

Gilt das noch für Gebiete, die heute eindeutiger Missionsland als „Diaspora“ sind? Haben die katholischen Traditionsgebiete (mit ihren säkularistischen Problemen, die sie auch, aber andersartig haben) heute noch die pastoralen Schlüssel für ein modernes, zivilisationstechnisch „westlich“ säkularisiertes Gebiet? Was die säkularistisch ausgelagerten Gefilde dieses Raumes benötigen, sind geistliche Zentren, ist eine „theologische Theologie“. Manche pastorale und theologische Angebote aus den Gebieten mit ererbtem Traditions-katholizismus, in denen der Säkularismus, trachtenreich verkleidet, sein Unwesen treibt und in denen auch „bei der Stange zu haltende“ Traditionschristen angesprochen, angezogen und eingebunden werden müssen, schaden mehr als sie nützen. Sie schaden besonders in Gebieten, in denen der Säkularismus bereits in seiner entkleideten Gestalt öffentlich bestimmend ist und unangefochten das Milieu prägt, in denen aber schon nicht wenige entschiedene (aus dem Säkularismus oder aus einem Traditionschristentum bekehrte) „neue Christen“ in Personalräumen nach lebenspendender Nahrung suchen. Die Altdiözesen mit stärkeren katholischen Traditionsgebieten und die neuen, völlig säkularisierten Missionsgebiete

te der deutschen Kirche sind nicht ohne Gottes Vorsehung mehrere Jahrhunderte (seit der Reformation) unterschiedliche Wege geführt worden, was respektiert werden will. Die neu zu gewinnende Gemeinsamkeit wird darum schon innovierend sein müssen, darf nicht restaurierend organisiert werden: Eine integrierende Inkorporation würde schwerlich eine Erneuerung ermöglichen. Die „neuen Länder“ sind auch kirchlich gesehen „pastorales Neuland“, wahrscheinlich ein providentielles Experimentierfeld „in Sachen Säkularismus“, der sich wahrscheinlich auch in den „Altländern“ in einigen Jahrzehnten ohne Maske zeigen wird. Die geistlichen Zentren, die dieser Missionsraum benötigt, müssen freilich pastorale Initiativzentren sein, die neue Methoden probieren und aufzeigen. Solche kann man von einem „einheimischen Klerus“ eher erwarten als von missionierenden Patres aus katholischen Traditionsgebieten (so sehr zeugnispflichtig ursprüngliche Ordensinitiatoren und moderne „Bewegungen“ willkommen sein können). Es gibt in diesem Raum eigene Probleme der Inkulturation des Evangeliums.

4. Die kleinen Jurisdiktionsbezirke des nord- und mitteldeutschen Raumes haben recht lange im Getto gelebt; sie benötigen geistige und geistliche Kommunikation mit den westlichen Kirchen, wenn sie nicht provinzialistisch bleiben wollen. Wichtiger als die gebietsmäßige und wirtschaftliche Wiedervereinigung ist doch die geistig-kulturelle und das Miteinander verschiedener Mentalitäten. Das gilt gewiß auch für die Kirchen, zumal auf Zukunft hin mit größeren Bevölkerungsbewegungen auch von Westen nach Osten gerechnet werden muß.

Gefordert ist nun eine echte ekklesiologische *Communio*. Ohne einen recht aktiven Austausch, auch im geistlichen Geben und Nehmen, zwischen den Ortskirchen, den Bistümern in den neuen Bundesländern mit denen der alten Bundesrepublik ist ein Neubeginn nicht denkbar. Zu bedenken ist aber vor allem die recht unterschiedliche pastorale Situation, die nach verschiedenartigen Methoden ruft. Nun ist heute in Ost und West und Nord und Süd der Säkularismus schon unser gemeinsames pastorales Schicksal. Aber wir dürfen nicht übersehen (s. o.), daß dieser hier und dort sehr unterschiedlich ist

und darum verschiedenartige Methoden verlangt. Gewiß nicht der wichtigste, aber vordergründig ein besonders auffälliger Unterschied scheint der zu sein: Traditionsgemeinden kennen im allgemeinen eine Mitgliedschaft, Identifikation und Partizipation in drei Ringen: Da ist die Kerngemeinde der entschiedenen und bekehrten Christen, um die es einen Ring von solchen gibt, die sich nur partiell identifizieren und nur nach Gutdünken partizipieren und „praktizieren“; darum gibt es als dritten Ring den von Abständigen, Fernstehenden, vielleicht noch irgendwie sympathisierenden Außenstehenden. In katholischen Traditionsgebieten hat man – mit viel Berechtigung – pastorale Methoden entwickelt, die mit Verbänden, Institutionen, Aktionen und Veranstaltungen aller Art versuchen, Christen zweiten und dritten Ringes „bei der Stange zu halten“, einzubinden, zu Entschiedenheit zu führen. In den östlichen Gemeinden gibt es kaum noch den dritten Ring, den zweiten nur recht schwach. Die pastoralen Methoden müssen wesentlich der Kerngemeinde gelten, um diese missionarisch zu aktivieren und durch deren Zeugnis die Christen im zweiten und dritten Ring sowie Abstehende und Außenstehende, auch Nichtchristen zu aktivieren. Hier versagen notwendig viele Hilfsmittel, die in westlichen Gemeinden hilfreich sind.

5. Es wird allgemein zugestanden, daß der Raum der ehemaligen DDR mit zur Zeit sechs evangelischen Theologischen Fakultäten und derzeit noch drei Kirchlichen Hochschulen auch eine Katholisch-Theologische Hochschule bzw. Universitätsfakultät benötigt. Eine solche kann aber eine Kirche mit ca. 700.000 bis 800.000 Gläubigen institutionell und personell nicht tragen.

Die theologischen und geistigen Beziehungen zu den nichtkatholischen Christen im Ursprungsland der Reformation, aber auch zu der aufklärerischen, liberalen, sozialistischen oder sonstwie säkularisierten Geisteswelt dieses Raumes, zu den Ostländern und zum ebenfalls säkularisierten skandinavischen Norden fordern eine lebendige Theologische Philosophische Hochschule oder Fakultät mit einer breitgefächerten und gesprächsfähigen philosophischen Sektion. Die Deutsche Bischofskonferenz müßte den Aufbau einer ausstrahlenden Philosophisch-

Theologischen Hochschule bzw. Universitätsfakultät als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen. Eine philosophisch-theologische Lehranstalt ist in Erfurt dringend notwendig. Eine solche ist aber von der ekklesiologischen Basis her nicht möglich, wenn theologische Berufungen und Begabungen nicht in ihrem unmittelbaren Umfeld gesammelt werden können, sondern von den zuständigen Diözesanbischöfen erneut nach Fulda, Paderborn, Osnabrück, Würzburg, Hildesheim und Berlin in die dortigen Ausbildungsstätten abgezogen werden. Eine Philosophisch-Theologische Hochschule bzw. Fakultät in diesem Raum benötigt nicht nur einen Neuaufbau durch einen gesamtdeutschen akademischen Austausch, sondern auch eine starke ekklesiologische Basis in selbständigen Bischofskirchen.

6. Die vier neuen Missionsbistümer würden zusammen mit den Diözesen Berlin und Dresden-Meißen weniger Gläubige haben als das kleinste Bistum der alten Bundesrepublik, was alle Proportionen von der Bischofskonferenz abwärts bis in die Verbände hinein durcheinanderbringen würde. Aus eigener Kraft können selbständige Bistümer in diesem Raum auch nicht die pastoralen Ausbildungseinrichtungen, auch nicht die Verlagsarbeit weiterführen, nicht die Verwaltungsstellen, die karitativen Einrichtungen, nicht die Institutionen und Gremien aufbauen, die eine moderne Diözese personell und institutionell benötigt.

Der Mangel an qualifizierten Kräften ist tatsächlich die größte Armut dieses Raumes. Aber vielleicht liegt seine Stärke gerade in dieser seiner Schwäche. In den neuen Bistümern kann Neues werden, wenn ihre pastorale Eigenart respektiert wird. Der Mut zum Experiment könnte der deutschen Partikularkirche guttun, weil sie auf diesem Experimentierfeld Erfahrungen in Sachen Mission und Pastoral im Säkularismus machen könnte. Wichtiger als fachliche Qualifikationen sind schlichte Glaubenszeugnisse. Von einer verinstitutionalisierten Kirche, die den Zeitgenossen unsympathisch als ein Establishment und Machtinstrument erscheint, von Diözesen, die noch immer „Fürstbistümern“ bzw. „Hochstiften“ gleichen und die in Institutionen und Verbänden tätig werden müssen, um Traditionschristen zu halten und suchenden Menschen nahezukommen,

geht in dem säkularisierten Raum des Ostens und Nordens keine Zeugnis- und Überzeugungskraft mehr aus. Auf der Talsohle des Säkularismus und in dessen tiefer Orientierungslosigkeit schauen hier und da immer mehr Suchende nach leuchtenden Berggipfeln und Sternen aus; sie benötigen leibhaftig „nahe“ Personalräume. Helfen werden hier nur greifbar nahe Bistümer mit einem familiären Presbyterium, Gemeinden, die sich aus „Hausgemeinden“ aufbauen, die familiäre Personalräume sind.

In einem missionarischen Aufbauggebiet entsteht kirchliche *Communio* besser durch kleine Bischofskirchen, die als Schwesterkirchen in Arbeitsteilung aufeinander angewiesen sind und sich nachbarlich helfen müssen, die zudem angewiesen bleiben auf ihre „Mutterkirche“. Kleine Diözesen sind für eine *Communio*-Ekklesiologie und für das Verständnis der episkopalen Kollegialität, schließlich auch für die diözesanen Presbyterkollegien, die sich kollegial als Lebens- und Arbeitsteams kennen müßten, ein Vorteil. Bei einer solchen kirchlichen Ordnung wächst von der Basis her kirchliche *Communio*, wobei dasselbe gelten dürfte für das Verhältnis der Gemeinden zueinander und deren missionarisch-gastliche Verpflichtungen im weiten paganisierten Umfeld.

7. Ein Teil der Geistlichen in Mecklenburg, im Dekanat Wittenberg und in anderen Gebieten der Jurisdiktionsbezirke – im Unterschied zu den Bischöfen dieses Raums und seinen aktiven Laien – wünscht sich eine „Wiedervereinigung“ mit ihren vormaligen Heimatbistümern.

Ich möchte diesen Einwand sehr ernst nehmen. Bischöfe und andere, die mit den Mitbrüdern ins Gespräch kommen, machten aber weithin eine andere Erfahrung: Es hängt sehr viel von der Fragestellung ab. Wenn *Mitbrüder* gefragt werden: „Wären Ihnen eigene kleine Bistümer im Bereich der ehemaligen DDR lieber, oder wünschen Sie sich die volle Wiedereingliederung Ihres 1945 abgetrennten Seelsorgebezirks in Ihre Heimatdiözese?“, werden nicht wenige für die restaurative Lösung plädieren. Es sind dabei keineswegs die Älteren, die noch in ihren „Heimatdiözesen“ aufgewachsen sind, studiert haben und inkardiniert wurden. Die überaus große Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft der „Mutterkirchen“ in den

letzten 45 Jahren hat diese auch den jüngeren Mitbrüdern liebenswert gemacht. – Die Entscheidung fiel anders aus, wenn pastorale Argumente diskutiert wurden und die Frage gestellt wurde: „Was halten Sie für besser: eigene arme kleine Missionsbistümer ‚vor Ort‘ in diesem völlig säkularisierten Missionsgebiet – oder erneute Inkorporation und Integration in die größeren westlichen Diözesengebiete mit ihren sehr andersgerteten pastoralen Notwendigkeiten?“

Was aber zeigt sich an, wenn ein Teil des Klerus in den neuen deutschen Bundesländern für Restauration plädiert? Viele empfinden es als große Undankbarkeit angesichts der empfangenen Hilfen in schwerer Zeit, wenn sie in der allgemeinen Freude über die Wiedervereinigung für Trennung plädieren würden. Aber es sind nicht nur alte Heimatgefühle und neue Anhänglichkeiten, die für Rückkehr in die alten Diözesen sprechen lassen. Viele Mitbrüder fühlen sich in dem kalten säkularisierten Raum, den der atheistische Staatsozialismus hinterlassen hat, menschlich nicht wohl, vielmehr recht unheimlich. Der Großteil derselben lebt in Mecklenburg, Pommern und Brandenburg, in der Altmark, in Sachsen-Anhalt, im Vogtland und im Thüringer Wald persönlich in einer trostlosen Verlorenheit. Die Arbeit ist mühselig und weithin „primitiv“, presbyteriale Gemeinschaft fehlt und überpfarrliche ekklesiologische Aufgaben werden kaum abverlangt. Die Wohnverhältnisse sind nicht beheimatend, zumal nicht wenige ohne geordneten Haushalt sind, kaum einen Kreis von Freunden und Bekannten haben, in dem auf gleicher Interessenebene ein Gedankenaustausch möglich ist. Die pastorale Arbeit zeitigt hier mehr Mißerfolg als Erfolg; sie bringt viele, auch menschlich nahegehende Enttäuschungen.

In den neuen Missionsbistümern müßte überlegt werden, wie in den Presbyterien auf Dekanats- und Diözesanebene die Teamarbeit angeregt werden könnte. Ein Presbyter hat durch Handauflegung seines Bischofs nicht nur die Amtsgnade bekommen, seiner Gemeinde gut vorzustehen, sondern auch den Auftrag erhalten, beim Aufbau seiner Bischofskirche mitzuhelfen. Jeder Presbyter eines Diözesan-Presbyteriums müßte in einem andauernden „synodalen“ Vorgang dazu – je nach seinen Fähigkeiten – angefordert sein.

Franz Georg Friemel

Gesellschaft – Gemeinde – Glauben lernen

Nach einigen allgemeingültigen Hinweisen, wie der Mensch als Erwachsener oder als Kind zum Glauben kommen kann und welche Bedeutung die Gemeinde für den Glauben hat, schildert der Autor, wie die christlichen Gemeinden in der ehemaligen DDR den Glauben und das Problembewußtsein ihrer Mitglieder gefördert und gestützt haben. red

Es gibt viele Möglichkeiten, wie wir Anreize zum Glauben erfahren und Glauben sozusagen lernen können. Schilderungen von Bekehrungen, wie jene von Ignatius von Loyola, Paul Claudel, C. S. Lewis oder André Frossard, zeigen dies. Es wäre auch merkwürdig, wenn Gott, von dem es heißt, er könne Steine zu seinem Lob schreien lassen (Lk 19, 40), Menschen nicht an allen Orten auf Glaube hin ansprechen könnte.

Solche erstaunlichen Wandlungen zum Glauben hin sind nicht die Regel dafür, wie ein Mensch zum Glauben kommt. Ihre spektakuläre Plötzlichkeit ist oft nur scheinbar, denn unbemerkt und manchmal unbewußt geht vieles an Fragen, Lesen, Suchen usw. vorbereitend voraus. Dennoch wirken solche Konversionserlebnisse anregend und zum Glauben der anderen helfend.

Der übliche Weg zum Glauben ist wohl das ganz normale unromantische Leben mit einer Gemeinde von Christen. Zu dieser Gemeinde kommt man als Erwachsener, indem man – durch Freunde, durch einen Ehepartner, auf Grund von Neugier, durch Beteiligung an einer Bildungsveranstaltung oder einer Aktion, auf der Suche nach religiöser Geborgenheit oder aus vielen anderen Gründen – in das Milieu einer Gemeinde gerät und damit auch in das Milieu Jesu Christi eintritt. Wenn der glaubensvorbereitende Weg dann weitergeht, kommt ein näherer Kontakt zur Gemeinde hinzu, die verschiedenen katechetisch-liturgischen Stufen zur Taufe hin werden zurückgelegt, und der Neubekehrte glaubt mit der Gemeinde.

In die Gemeinde kommt man auch als Kind in einer christlichen Familie, in der die Eltern nicht nur glaubende Christen, sondern